

24]

Der Schuldige?

Roman von Hector Malot.

(Nachdruck verboten.)

Als sie den Gang durch die beiden Zimmer gemacht hatten, öffnete sie einen Wandschrank: auf einem Brett stand eine Flasche Champagner, Mineralwasser, eine Dose Sardinen, Konserven, eine Pastete, Brot, Kuchen, Früchte.

„Was ist das?“ frug er.

„Unser kleines Abendbrot. Glaubst Du, daß ich Dich wieder fortgehen lasse? Wenn man mich um sieben Uhr zum Essen rufen wird, so antworte ich nicht. So wird man glauben, daß ich ausgegangen sei. Du bist von der Rue des Fauly eingetreten, morgen wirst Du durch die Thür, die in die Rue de l'Épée mündet, fortgehen, wo es keinen Concierge giebt. Sei ganz ruhig, es ist keine Gefahr vorhanden; Deine Frau wird nicht bloßgestellt werden.“

Sie sprach die letzten Worte in einem lustigen, scherzhaften Tone, aber der sie begleitende Blick war ernst und bewegt.

„Wann speisen wir?“

Ihr Herz hüpfte vor Freude, aber sie ließ sich nichts merken.

„Wann Du willst!“

Erst bei einbrechender Dunkelheit setzten sie sich zu Tisch, denn da sie für abwesend gehalten wurde, so durfte keine Kerze angezündet werden; sie mußten also den letzten Tageschimmer benutzen, um wenigstens ungefähr unterscheiden zu können, was sie aßen.

Sie war auf diesen Einfall nicht nur aus dem Wunsche gekommen, das Vergnügen dieses kleinen Abendessens zu genießen, sondern auch, weil man bei Tische eher plaudert und weil sie ein lebhaftes Interesse daran hatte, zu beobachten, welche Worte ausgetauscht würden, wenn sie einander gegenüber geistiger, freier, unabhängiger wären, als in den Stunden der zärtlichen Stellscheine.

Getreu ihrer Gewohnheit, alles, was sie beunruhigte, freimütig zur Sprache zu bringen, fing sie, sobald sie sich zu Tisch gesetzt hatten, an:

„Du wirst wohl nicht als möglich gelten lassen, daß es zwischen uns geschäftliche Fragen geben könne, und dennoch müssen solche erörtert werden. Ich denke, daß es das Beste ist, wenn Du sie mit meinem Onkel Benoit verhandelst. Nur wirst Du, da ich nicht will, daß Du unter seiner Schlaubeit leidest, gegen die Du Dich doch, in der Lage, die Dir unsere Liebe geschaffen hat, nicht selbst verteidigen könntest, einen Notar zu Hilfe nehmen, und beide werden den Preis des Bureaus sowie die Verkaufsbedingungen bestimmen. Was sagst Du dazu?“

„Ich bin ganz damit einverstanden.“

Und das war alles: der Name Courtesuisse wurde nicht einmal ausgesprochen, keine Anspielung auf seinen Tod, selbst nicht auf seine Krankheit gemacht.

Uebrigens hatten sie sich tausend andere Dinge mitzuteilen, die sich auf ihre Lippen drängten und von denen die wichtigste war, ihre Zusammenkünfte zu ordnen, denn es verstand sich von selbst, daß sie sich in diesem Hause nicht ein zweites Mal treffen konnten.

Mit ihrem ersünderischen Geiste hatte sie schon alles vorbereitet.

In einem Hause einer kleinen Straße, die von der Rue de Champs-des-Diseaux nach der Rue de l'Abalasse führte, nahe bei dem Bahnhof der Rue Verte, hatte sie eine kleine Wohnung gefunden, die sie mieten würde. Dort würden sie sich jeden Freitag sehen, ihr Abendessen würde ihnen von den Mietsleuten bereitet werden; um Mitternacht würden sie sich trennen, er, um den letzten Zug zu nehmen, sie um in einer Droschke nach der Rue des Fauly zurückzukehren. Sonntags, wenn die Büreaustunden beendet wären, würden sie sich bei schlechtem Wetter in ihrem Nestchen, bei gutem hingegen auf einem Bahnhof ober- oder unterhalb Rouens wiederfinden, um von dort aus Spaziergänge im freien Felde zu unternehmen, wo sie keinen Begegnungen von Leuten ihrer Bekanntschaft ausgesetzt wären: schöne Spaziergänge, die sie als verliebtes Pärchen machen

könnten, besonders sie, die noch nichts kannte und nirgends gewesen war: in den Wäldern von Roumare, dem Pont de l'Arche, Jumieges, Thons; und warum sollten sie nicht noch nach Havre und nach den Küstendörfern bis Dieppe fahren?

Während vierzehn Monaten wurde dieses Programm ausgeführt, ohne daß jemals von der einen oder der anderen Seite eine Verspätung oder ein Wegbleiben vorgekommen wäre; im Gegenteil: sie fanden sich mit einem solchen Eifer, solcher Treue und Freude ein, daß man wohl sah, wie beide dabei dasselbe Glück empfanden. So gelangten sie ohne einen Tag des Ueberdrusses bis zu dem Augenblick, der für ihre Hochzeit festgesetzt war.

Die Umstände erheischten, daß dieselbe einfach und in aller Stille, nur in Gesellschaft der Trauzeugen und nächsten Verwandten, gefeiert wurde. Letztere waren der Vater von La Banpalière und der Onkel Benoit, der durch seine Nührung bewies, wie zärtlich er seine liebe Nichte liebte, deren Lob er nicht aufhörte, bald gegen diesen, bald gegen einen mit Thränen im Blick zu verkünden.

Nur Turlure, mit der dreifarbigigen Schärpe über dem schwarzen Frack, glaubte auf der Bürgermeisterei dieser Verbindung die Weihe einiger offiziellen Worte geben zu müssen und stellte die Eigenschaften der Ehegatten, des „hervorragenden Rechtsgelehrten“, und der „unter allen durch ihre Ammut, verbunden mit den reinsten, häuslichsten Tugenden, bemerkenswerten Gattin“ in das gebührende Licht.

Ebenso verfehlte Abbé Charles, der der Einsegnung halber von Thuit gekommen war, in seiner kirchlichen Rede nicht, ihnen die Heirat Christi mit seiner Kirche ins Gedächtnis zu rufen und ihnen diese Ehe als ein Beispiel anzubieten, das, gottesfürchtig durchgeführt, ihr Leben läutern und den Segen des Herrn über ihr Haus bringen würde.

Endlich, nach einem reichlichen Mittagmahl, während dessen Gibourdel Mittel gefunden hatte, einem der Zeugen vier Fässer Aepfelwein aufzubinden, ließ man das Pärchen allein.

„Nun brauchen wir nur noch glücklich zu sein,“ sagte Hortenje.

„Und wir werden es sein.“

Zweiter Teil.

I.

Im Notariatsbureau nimmt jetzt Fauchon den Sessel des Sekretärs ein. Boulnois sitzt immer noch an seiner Kasse. Léon ist entbäuert und auf den Posten des zweiten Sekretärs vorgerückt; an seine Stelle ist ein Bursche vom Lande getreten, dem er des Sonntags durch seine Eleganz, seine Handschuhe, seinen Spazierstock mit silbernem Griff und seine Lackstiefel imponiert. Neben dem Schreibische Fauchons endlich steht noch ein Tisch, an welchem ein junger Volontär, Mederic Artaut, sitzt. Dieser kommt um zwölf Uhr, wenn er überhaupt kommt, und geht um vier Uhr wieder weg; in der Zwischenzeit liest er die Zeitungen, schneidet den neuen Roman auf, den er sich von Rouen mitgebracht hat, oder macht sich Notizen aus den botanischen oder naturgeschichtlichen Werken, die ihm Turlure leiht, mit welchen er bisweilen derartige Studien treibt.

Er ist ein braver, gefälliger Junge, bietet beständig gute Cigarren an und verteilt seine Zeitungen und Romane, sobald er sie gelesen hat, an die Kollegen. Er verträgt sich mit allen, selbst mit Boulnois, der vor den dreißigtausend Franks Rente der Mutter Artauts und dem schönen Hause, das sie am anderen Ende des Dorfes, auf der Straße nach Elboeuf, inmitten großer Bäume bewohnen, gewaltige Achtung empfindet.

Boulnois hatte dieses zwei Jahre lang vergeblich durch das Notariat ausgebotene Haus der Mutter und dem Sohne zu zeigen gehabt und beide, als er ins Bureau zurückkam, nicht genug zu rühmen gewußt.

Höchst anständige Leute, hatte er erzählt, die Mutter ist die Witve eines in Cochinchina gestorbenen Kaufmannes; der Sohn hat jüngst sein Freiwilligenexamen beendet und seine Mutter ist so vernarrt in ihn, daß sie während des Dienstjahres Mamers bewohnte, wo sein Regiment stand; alle Freunde des Sohnes hatten freien Tisch bei ihr. Jetzt will

sie nicht mehr in Rouen bleiben, obwohl dort ihre Verwandten leben, sondern wünscht wegen der zarten Gesundheit des im orientalischen Klima aufgewachsenen Sohnes einen gesunden Landaufenthalt in der Nähe von Waldungen; darum zieht sie hierher nach Dissel, von wo er jeden Morgen nach Rouen fahren kann, um juristischen Unterricht bei einem Advokaten zu nehmen, und des Abends nochmals, um das Theater zu besuchen.

„Er ist also ein rechtes Mutterjöhnchen.“

„Ja, man merkt es ihm aber nicht an; er hat ein ganz gewisses Wesen.“

Madame Artaut war aufs Bureau gekommen, um den Mietskontrakt zu unterzeichnen, und hatte bei dieser Gelegenheit an La Baupalière eine Bitte gerichtet, die er beim besten Willen nicht zurückweisen konnte, da sie von so guten Empfehlungen unterstützt war. Diese Bitte ging dahin, ihren Sohn als Volontär im Bureau arbeiten zu lassen. Sie erklärte, sie wisse noch nicht, was sie später aus ihm machen wolle. Jedenfalls keinen Kaufmann; vielleicht aber einen Notar oder Richter, und da wäre es gut, wenn er sich in die juristischen Geschäfte einarbeite.

Das Bureau war mit dieser Zusammensetzung keineswegs mehr dasselbe wie zur Zeit von Courteheuse: man arbeitete wohl noch, aber man scherzte doch dabei auch und brauchte nicht zu befürchten, daß der Prinzipal jeden Augenblick mit Schimpfworten aus seinem Amtszimmer heraustrete. La Baupalière war für seine Schreiber und Sekretäre mehr ein Kamerad, als ein gefirngter Chef. Es genügte ihm, daß die Geschäfte erledigt wurden; im übrigen ließ er jedem seine volle Freiheit. Boulnois profitierte davon, indem er immer so spät als möglich kam und so früh als möglich wegging.

Die Veränderungen im Hause waren nicht minder gründlich, als die im Bureau. Zur Zeit von Courteheuse wurden nie Gesellschaften gegeben. Er mochte ebensowenig Leute empfangen, die ihm nicht zusagten, als Leute besuchen, vor denen er sich Zwang hätte auferlegen müssen. Die einzigen Gäste an seinem Tische waren Klienten, und die mußten das ihnen dargebotene Mahl teuer bezahlen. Höflichkeit dünkte ihm eine Last, die über seine Kräfte ging, und ein gutes Diner mit jemandem teilen, wenn er es allein verzehren konnte, schien ihm ein Akt größter Thorheit. Ob seine Frau darüber mit ihm derselben Ansicht war, blieb ihm gleichgültig; er hatte sie ja feinetwegen, nicht ihretwegen geheiratet.

Diese Bärengewohnheiten konnten bei La Baupalière keine Fortsetzung finden. Courteheuse, der Bauernsohn, war Bauer geblieben und hatte sich dabei behaglich gefühlt. La Baupalière hingegen, ein Sohn von Kleinbürgern, im Kollege erzogen, schon mit zwanzig Jahren im Besitz einer Erbschaft gewesen, die er in Paris verjubelt hatte, war minder primitiv an Geschmack und Bedürfnissen. Der eine war der Bourgeois in der ersten Generation, dem es genügt, von der harten Erbschaft befreit zu sein, und Geld zu verdienen, zu dem bloßen Vergnügen, es anzuhäufen und auf ihm seine Sicherheit aufzubauen; der andere, schon seit mehreren Generationen ein Stadtmensch, liebte das Geld nur noch wegen dessen, was man sich dafür verschaffen konnte: Wohlbehagen, Luxus, Schein, Rang, Würde, Befriedigung und Eitelkeit.

Sofort nach ihrer Verheiratung hatten Hortense und La Baupalière ihr Haus zum Empfang von Gästen neu hergerichtet; zwei Stühle schaukelten sich vor dem Kiosk auf den Wellen; neben Celanie, welcher die Küche anvertraut blieb, war noch ein Zimmermädchen zur Bedienung bei Tisch angenommen worden.

Diese neue Lebensweise war zwar kostspieliger, aber was lag La Baupalière daran, so lange nur die Ausgaben nicht die Einnahmen überstiegen? Er setzte seinen Ehrgeiz nicht darein, Vermögen anzuhäufen, sondern nur gut, angenehm, möglichst mühelos zu leben; wie er selbst erklärte, wollte er sein Geld nicht in einen Strumpf stecken, sondern es genießen.

Während Courteheuse bei seinem Amtsantritt nur die unumgänglichsten Besuche gemacht hatte, machte La Baupalière alle, die der Anstand gestattete. Er und seine Frau zeigten sich gleich liebenswürdig und erschöpften sich in Einfällen, wie sie ihre Gäste unterhalten konnten: Wasser- und Waldpartien, Picnicks auf den Inseln, Dejeuners und Dinners im Hause oder im Kiosk. Die Gesellschaften beim Notar waren als reizend bekannt und man stellte seine Freigebigkeit in vortheilhaftem Vergleich zu dem silzigen Leben, das Courteheuse geführt.

(Fortsetzung folgt.)

Sonntagsplauderei.

Nun kann es lustig werden im Haag. Vom Strand zu Schebeningen her segt die frische Maientlust durch die Stadt und drinnen wachen die züchtigen Friedenshüter ihres Amtes. Sie umbraust der freie Seewind nicht; sie beraten im geheimen bei geschlossenen Thüren und Fenstern. Sie trippeln um den grünen Tisch im Gänsemarsch einher und flüstern, wie die Waage des Kadi: „Stille, stille, kein Geräusch gemacht!“ Denn wie leicht könnte, inbez der Friedenshomunel erzeugt wird, der mißgünstige Streit selber aufbrauen. Darum heißt es, sein behutiam auf Soden schleichen und in geheimer Verschwiegenheit beraten. Man soll den Reid der kriegerischen Gemien nicht entseffeln. Oh du dreimal geweihte Friedenskonferenz! Maientkomödie des Jahrhunderts, das zu Ende geht!

Die Herrschaften im Haag sollten sich eine Klasse von Berliner Stadtvätern zum Muster nehmen, wenn sie zum Frieden-Bräuten auf des Haren Kommando zusammenkommen. Diese Berliner Stadtväter beraten nicht erst lang und breit; ihnen ist das selige Friedenslächeln angeboren. Vor Jahren einmal gab es eine Adolfs-Ernst-Posse, in der der Spahmacher Zielscher den immer vergnügten Chinesen Tsching-tschang spielte. Zielscher sang ein populär gewordenes Couplet mit dem Rehrreim „Tsching-tschang lacht und nicht.“ Der Minister hält, wie ein strenger Präzeptor der alten Schule, das Zuchtrütlein in der Höhe, die Nichtbestätigung des Oberbürgermeisters; und die gehorsamen Väter? Sie fühlen sich wieder jung und in die selige Schulzeit entrückt. Sie lächeln und nicken. Es wagt höchstens einer oder der andere vorzutreten und in demütiger Verlegenheit bei dem Bestrengen anzufragen: Was hältst du da in den Händen, mein Lieber? Ist das ein Zuchtrütlein und welchen Bösen bedroht es?

Veinahe erschrickt man über diese verwegene Frage, dann setzt man sich erröthend wieder auf den Platz. Tsching-tschang lacht und nicht.

Und nun erst das Friedhofsgitter! Welches Gewicht von „Inponderabilien“, von unwägbareren Einflüssen lagerte über den sorgenschweren Köpfen der Herren vom Magistrat. Sollen Hader und Kriegstumult um ein Gitter von Stein oder Eisen entbrennen? Nein, wir wollen uns in Frieden fassen und ausgleichen. Und Herr Kirchner, der unbestätigte, wird seinen sonstigen Gram vergessen und in edler Pose, gleich der Antigone in der Tragödie vortreten und deklamieren: „Nicht mit zu hassen, mit zu lieben bin ich da.“

Wir leben im Augenblick wirklich nicht in rauhen, zu Konflikt drängenden Tagen. Nur unser grundgütiger Herr v. Stumm, und wohlwollender Patriarch, der populärste Mann unter seinen Arbeitern, bleibt eine aufrechte Säule. Ob's um ihn blüht und wettet, ob alte Genossen und Freunde von ihm weichen, was schiebt es ihn, den antisozialen Kriegsmann und Haudegen? Er und sein erbotener Kempe Herr v. Kardorff sucheln mit ihren rosig gewordenen Schwertern in der Luft herum und schreien ein ums andere Mal: „Der Unterthänigkeit eine Gasse. Schützt die Autorität!“ Sie werden sich noch heifer schreien, die Kerntsen; und das wäre nicht gut. Denn die überhitzten Ritter sorgen für einige Abwechslung in einer Zeit des trodenen Tones, so peinlich strenge sie selbst immer dieselbe Leher erklingen lassen.

Nicht einmal die sensibleren Pariser sind sonderlich aufgeregt, jetzt gerade, da ihr Parlament wieder zusammenkommt. Die „Affaire“, deren Ende noch immer nicht abzusehen ist, hat sie stumpf und müde gemacht; und nicht einmal die Aussicht auf Parlaments-Standbüchsen und Sensationen läßt sie regamer und beweglicher erscheinen. Man duldet das Drehjus- und Militärleiden mit einer Art von fatalistischer Geduld.

Ergebene Geduld war sonst den deutschen Schulmeistern gern nachgesagt worden; und nicht ohne Grund. Wie offenerherzig müssen es die jüngerlichen Schulstallpolitiker im Abgeordnetenhaus getrieben haben, wenn es selbst so frommen Naturen, wie der Lehrerin Lischnewska, die die Mädchen vom Lande vor Sodom-Berlin dringend warnt, zu arg wird? Fel. Lischnewska ist ganz gewiß keine Aufzuehrerin. Sie weist die moralischen Gefahren der Großstadt von sich, wie nur irgend ein Sittenprediger. Sie zeigt nicht einmal bittere Empfindlichkeiten über Umarmungen, die den gesammten Lehrersstand kränken müssen. Solche Empfindlichkeiten konnten leicht rege werden, wenn man die Tiraden über die Begehrlichkeit der Lehrer anhören mußte, die nicht mehr mit Kind und Sau unter einem Dach leben wollen. Und doch hat Fel. Lischnewska auf den empfindlichsten Wunden Punkt hingewiesen. Hart, aber gerecht für die agrarischen Schwärmer, die ihrem landwirtschaftlichen Beruf über alles rühmen. Sie gerade sind es, die im wüstensten Bildungshaus ihren eigensten Beruf schädigen. In der Industrie, im Handwerk, bei allen Formen von geistiger Arbeit gilt es heute als selbstverständlich, daß die reicher geschulte und befruchtete Intelligenz auch den Arbeitswert erhöhe. Wer rascher erfährt, wird tüchtiger schaffen, als der Schwerefüßige und Beschränkte. Aber im landwirtschaftlichen Beruf soll die Schwerefüßigkeit gerade das eigentümliche Charakteristische, die gesunde Solidität, gegenüber der Leichtfertigkeit von Arbeitern bedeuten, die sich unterfangen, ein Ding selbständig und geschickt anzufassen. So rühmt mancher Unteroffizier den allein seligmachenden Drill und den Kadavergehorsam; so verharret mancher Bauer auf der Wirtschaftsweise der Großväter und spottet allem Fortschritt, aus Trägheit und nicht aus der Kraft, die

fest auf sich beruht. Selbst wenn man vom großstädtischen Bauernfang und von Schlimmerem predigt und sich darüber ereifert, so sollte man nicht vergessen, daß gerade die geistig unselbständigeren, schwerfälligen Elemente viel leichter sich in bösen großstädtischen Reizen verfangen, wenn sie einmal von der Großstadt angezogen werden. Jede halbwegs gewitzte Berlinerin wird leicht manchen Gimpel durchschauen, der für eine häuerliche „Landsflüchtige“ unter Umständen noch eine Gefahr bedeuten kann.

Unlustig, wie so vieles jetzt im deutschen und im internationalen Leben, läßt sich unser Maienwetter diesmal an. Man kann nicht einmal recht vom grünangestrichenen Vorommer sprechen, wo Frösteln und Schneewetter sich eingestellt hat. In Berlin inzwischen geht trotzdem alles recht nach dem sommerlichen Fahrplan. Im Ausstellungspark ist die Kunstausstellung, der alljährlich wiederkehrende Massenmarkt, eröffnet. Dem wirklich Kunstempfindlichen bereiten diese modernen Ausstellungs-„Ungetüme“ Pein; und es wäre wohl möglich, daß die secessionistische Berliner Richtung hier einigermaßen Umkehr und Abhilfe anregte. In München ist es durch die strengere Ansehe in den Ausstellungen der Secessionisten wenigstens etwas besser geworden. Man spottete so oft über das charakteristische Merkmal des Berliner Sommers, die „Bier- und Kunstweipe mit Militärmusik“ draußen in Moabit. Aber die Empfänglichkeit des normalen Menschen ist wirklich in dem Massengewühl von Statuen und Bildern bald erschöpft, man braucht Erholung im Park.

Auch das sommerliche Tingeltangel und das Garten-Variété gehören in der regelmäßig wiederkehrenden Massenhaftigkeit zu den gewohnten Erscheinungen im Berliner Mai. Dem massigen Spezialitätenwesen, wie es zur Zeit sich in Berlin entwickelt hat, dienen neuerdings ein paar Theatergebäude mehr, wie das Meixopol-Theater im Innern der Stadt; und das südwestliche Bellealliance-Theater sieht gleicher Zukunft entgegen. Die kolossale Entwicklung des Variété-Theaters hat mannigfach schon zu denken gegeben. Sie scheint auch das Zeichen einer gewissen Uebermüdung zu sein. Man will schauen und seine Sinne betäuben lassen. Die erregten, überlasteten Nerven verlangen bei ernstlichen Kunststücken, die vertiefte Aufmerksamkeit verlangen. Man schießt vor neuer Anstrengung und ergiebt sich dem dumpfen, zerstreuten Spiel des Tingeltangels. Hier wird keine Konzentration verlangt. Eine „Nummer“ jagt die andere. Jedes feste Band fehlt; die Rücksicht gegen die eigene Umgebung im Saal, wie gegen die Vorgänge auf der Bühne werden geringer. Man kann rauchen und schwätzen und völlig „ausspannen“. Das geistig Zerfätherte des Tingeltangels ist es, das ihm unter den Gemüth-„Ueberfättigten“, wie den Mäden, die nur auf lose Reize reagieren können, so viele Freunde zuführt. —

Alpha.

Kleines Feuilleton.

ar. Den Kraftverbrauch beim Radfahren hat Stabsarzt Dr. Schwab in Freiburg i. D. im Archiv für Hygiene als Erster physikalisch-mathematisch berechnet. Auf Grund einer längeren Versuchreihe kommt er zu folgendem Ergebnis: Die Arbeit beim Radfahren setzt sich zusammen aus der Ueberwindung der Reibung, der etwas langsamen Steigung, der Trägheit, des Luftwiderstandes. Die Hauptarbeit wird bei langsamer Fahrt durch die Reibung, bei schnellerer durch den Luftwiderstand verursacht. Dieser beträgt bei langsamer Fahrt $\frac{1}{10}$ der übrigen Arbeit, bei schnellerer das siebenfache und bei aufrechter Körperhaltung, wobei die Luft auf die ca. $\frac{1}{2}$ Quadratmeter Vorderfläche des Fahrers trifft, sogar das zehn- bis dreizehnfache. Die Schrittmacher überwinden den größten Teil dieses Luftwiderstandes und nehmen ihrem Fahrer dadurch bis zu $\frac{2}{3}$ seiner Gesamtarbeit ab. Die Strecke, die jemand zu Fuß ohne Anstrengung zurücklegen kann, erlaubt eine Berechnung der Fahrstrecke, die er sich zumuten darf. Wer das Radfahren nicht als Sport treibt, geht am besten über eine Fahrgeschwindigkeit von 4 Meter, eine Fahrstrecke von 40–50 Kilometer in der Ebene pro Tag und eine Steigung von 3 Proz. nicht hinaus. Als höchste Tagesleistung darf sich ein nicht trainierter Fahrer ausnahmsweise bis 168 Kilometer gestatten, entsprechend der Tagesarbeit eines kräftigen Arbeiters von 42 000 Kilogramm. Die Arbeitsleistung des Fahrers läßt im Laufe der ersten Stunde ganz gewaltig und auch noch in der zweiten bis vierten Stunde bedeutend nach, um dann bis zur 24. Stunde gleichmäßig, aber langsam zu sinken. —

— Zur Naturgeschichte des Elefanten bringt J. Löbe Beiträge aus griechischen und römischen Schriftstellern, denen der „Globus“ folgendes entnimmt: Juvenal nennt Mauretania und Aethiopia in Afrika, Arabien und Indien in Asien als Heimat dieser Kolosse; Diodor bemerkt, daß die meisten und größten sich in dem zuletzt genannten Lande fänden. Die meisten Elefanten leben wie die längstlebenden Menschen; einige bis zu 200 Jahre; nach übertriebenen Schilderungen wird selbst von 500 Jahren gesehelt. Appian stellt die Elefanten in seinem Gedicht von der Jagd an die Spitze der gehörnten Tiere; auch bei anderen alten Schriftstellern lehrt der Brauch wieder, von den Hörnern statt der Zähne bei den Elefanten zu reden. Eibar sollen nach Aelians Ausführungen nur die Lefzen, der Rüssel und das Innere der Hautzähne sein. Der Elefant schaut vor einer Maus zurück, in ähnlicher Weise vor dem gehörnten Widder, dem Grunzen des Schweines und leuchtendem Feuer. Eigentliche Feinde besitzt der Elefant kaum außer einigen Schlangen und dem Rhinoceros, das ihn zuweilen angreift.

Sonst soll selbst der Löwe fliehen, wenn er jene Ungetüme herannahen sieht. Keines unter den großen Tieren ist so klug wie der Elefant, sagt Cicero; von der Schnelligkeit einzelner Exemplare finden wir vielfach Belege. In der Sagegeschichte der ältesten orientalischen Völker wird der Elefant überall als Kriegsgenosse erwähnt. Im Altertum pflegte man auch Elefantenbilder auf Denkmälern, militärischen Feldzeichen, Münzen usw. auszubringen, und zwar vornehmlich da, wo dieses Tier im Felde gebraucht wurde. Dazu hat auch der Elefant einen gewissen religiösen Sinn; die aufgehende, als Gottheit gedachte Sonne begrüßt er mit aufgerichtetem Rüssel und er wurde dementsprechend nicht selten selbst Gegenstand der Verehrung. —

Kunst.

e. Bilderpreise. Im Vergleich zu den außerordentlichen Preisen, die in den großen Pariser Gemälde-Auktionen in diesen Wochen für Bilder von Corot, Bissarro, Jongkind usw. gezahlt werden, ist nachstehende Erinnerung aus dem Künstlerleben der siebziger Jahre recht interessant. Sie findet sich in den Briefen von Manet und Sisley, die Theodor Duret, der bekannte Sammler von Werken Delusa's, wieder aufgefunden und jetzt veröffentlicht hat. Im Jahre 1870 lebte in der Rue Cassette in Paris ein Kunsthändler, der unter dem Namen Vater Martin bekannt war. Der höchste Preis, den er für seine Bilder erzielte, betrug 1000–1500 Fres. Er hatte entschieden Geschmack und eine feine Spürnase. Als einer der ersten hat er Corot verkauft. Dann hatte er sich, lange Zeit fast als einziger, der damals sehr schwierigen Aufgabe gewidmet, die Werke Jongkinds in Aufnahme zu bringen. Nachdem ihm dies gelungen war, versuchte er es mit anderen unbekanntem Künstlern. Im Jahre 1870 war er fast der einzige, der den Kunstliebhabern Werke von Bissarro anbot. Er kaufte sie von dem Maler für 40 Fres. und versuchte sie für 80 Fres. zu verkaufen. Geling ihm das nicht, dann ging er auch bis auf 60 Fres. herunter und begnügte sich mit einem Verdienst von 20 Fres. Diese Werte, die damals Vater Martin zu einem so minimalen Preise loszuschlug, sind heute die geschätztesten von Bissaros Werken. Es waren die Landschaften, auf denen lange Wege, die von Bäumen eingefast werden, oder kleine Dörfer dargestellt wurden, die schon lange in den besten Bildersammlungen zu finden sind. —

Aus der Vorzeit.

— In Handschuhshaus bei Heidelberg wurden unlängst gelegentlich der Fortführung der Bergstraße von Neuenheim nach Handschuhshaus wertvolle Altertümsfunde gemacht, die zu den bedeutendsten zählen, was in den letzten Jahren an Ausgrabungen im Großherzogtum zu Tage gefördert worden ist. Unter Leitung des Assistenten an der Karlsruher Altertümsammlung, Prof. Schumacher, wurde ein großer Alemannenfriedhof bloßgelegt, auf dessen Alter die zum Teil vortreflich erhaltenen, charakteristischen Beigaben einen annähernden Schluß zulassen. Danach wären diese Gräber etwa in das Jahr 400 nach Christo zu verweisen. Interessant ist bei den Beigaben besonders die Mannigfaltigkeit in der Abstufung der einzelnen Gegenstände je nach Geschlecht, Alter und Rang der Bestatteten. Beachtenswert erscheint hierin besonders der weibliche Schmuck: Perlenketten von einfachstem Hon und Glas bis zu kunstvoll bemalten oder eingelegetem Amethyst und Bernstein; Bronzeschmuck aller Art, namentlich schöne Fibeln, Ohr- und Fingerringe, reiche Gürtelgehänge, bisweilen Stücke mit ornamentaler Fieder, deren Linienführung wohl nach Byzanz weisen dürfte. Nicht ganz den gleichen Reichtum zeigten die aufgedeckten Männergräber, welche vornehmlich Waffen und Spuren kunstvoll gezierter Wehrgehänge enthielten. Die Fundgegenstände werden nach eingehender Prüfung durch den Konservator der Altertümsammlung der Heidelberger städtischen Kunst- und Altertümsammlung einverleibt werden. — Eine weitere wichtige Entdeckung ist von der gleichen Fundstätte zu berichten. Brandspuren, auf die man mitten in dem Gräberfeld stieß, veranlaßten Nachforschungen, die mit ziemlicher Sicherheit das Vorhandensein eines prähistorischen Dorfes aus der La-Tène-Periode ergaben. Eine Reihe von Wohngruben und Herdstätten mit Scherben und anderen Zeugnissen aus vorgeschichtlicher Zeit gestatten wohl den Schluß, daß hier Keltten angesiedelt waren, möglicherweise dieselben Leute, welche sich auf dem nahen Heiligenberge eine befestigte Zufluchtsstätte gegründet haben. Damit würden auch die vor einigen Jahren gewonnenen Ergebnisse von dem keltischen Ursprung des dortigen Ringwalls übereinstimmen. —

Völkerkunde.

— Von den nördlichsten Bewohnern der Erde, den Eskimo des Smith Sundes, ist durch Vermittlung des Museums in New York eine interessante Sammlung des bekannten arktischen Reisenden Peary an das Berliner Museum für Völkerkunde gelangt und jetzt dem Publikum zugänglich gemacht. Bekanntlich hat Greely, so schreibt man der „National-Zeitung“, in Grönland bis zum 82. Grad nördlicher Breite Hüttenreste und sonstige Spuren dieser hart um ihr Leben kämpfenden Ausläufer der Menschheit gefunden, ohne daß man sagen kann, wann sie dort gelebt haben, und ob etwa Vereisung und lokale Klimaschwankung oder die Schwierigkeit der Lebensmittelschaffung ihren Rückzug veranlaßt haben. Jetzt bezeichnet der 79. Breitengrad die Grenze der Bewohntheit, und das nördlichste Dorf ist Ita, an dem Ufern des Foulkefford. Auf eine Strecke von etwa drei

Breitengraben nach Süden sind 230 Individuen verteilt, die durch eine weite Strecke unbewohnten Gebietes von den übrigen Siedlungen an der Westküste Grönlands getrennt sind. Peary trat auf seiner glücklichen Durchquerung des eis erfüllten Innern Grönlands im Jahre 1892/93 und besonders 1894/95 auf seiner letzten unglücklichen Expedition, die dem gleichen Zwecke in höheren Breiten unternommen war, wiederholt mit den nördlichsten Eskimo in Verbindung und brachte große ethnographische Sammlungen heim. Eskimo mit ihren Hund- und Schlitten waren teilweise seine Begleiter, und auch gegenwärtig hat er fünf Eskimofamilien nach seiner Station am Scharad Osborne Fjord mitgenommen, von wo aus er in diesem Frühjahr nach dem Nordpol vorzudringen gedenkt. Die materielle Kultur der Itauer unterscheidet sich nicht wesentlich von ihren Verwandten, die sich über das ungeheure Gebiet von der Thukthahahalinien im äußersten Nordosten Asiens über die ganze Nordküste des amerikanischen Kontinents und die vorgelagerte Inselwelt bis Labrador und zur Ostküste Grönlands erstrecken. Männer und Frauen tragen im Winter Wamms und kurze Hosen aus Eisbär- oder Fuchsfell nebst einem Hemd aus Vogelbälgen, ebensolchen Strümpfen und langen Rentiertiefeln. Im Sommer treten kurze Seehundshaut oder einem hautüberzogenen Holzrahmen als Schwimmer. Der Bogen scheint nur in vereinzelt Exemplaren nach Norden gewandert zu sein, obwohl das Museum auch einen solchen besitzt, der sehr schön aus Knochen zusammengesetzt ist. Ebenso kommt der bekannte Kayak, das mit Doppelruder getriebene, einstufige Fellboot, nur noch selten vor. Das Hauptbewegungsmittel sind Schlitten und Hunde. Fische spielen für den Unterhalt eine geringe Rolle, mit Ausnahme der Lachse, die mit dem für den Eskimo überhaupt typischen, sehr scharf konstruierten Lachspeer erbeutet werden. Angelhaken dagegen, die in Alaska so zahlreich im Gebrauch sind, sind hier nicht vorhanden. Im Frühling verläßt der Eskimo seine dumpfe Schneehütte und baut das Zelt aus zusammengeknähten Rentiertiefeln. Bemerkenswert ist bei dem Zeltgerüst und sonst der große Mangel an Holzmaterial. Die häuslichen Geräte, Schmuckereien aus Walroßzahn u. dgl. m. stimmen mit denen ihrer Stammesverwandten weiter im Süden überein. —

Aus dem Tierleben.

ss. Wölfe in Frankreich. Das französische Landwirtschaftsministerium veröffentlicht soeben ein Bulletin über die im Jahre 1897 innerhalb des Landes getöteten Wölfe und die dafür bezahlten Prämien. Es waren nicht weniger als 189, darunter 4 trüchtige Wölfinnen, 64 Wölfe bezw. nichttrügende Wölfinnen und 121 junge Wölfe. An Prämien wurden 11 840 Fr. bezahlt, nämlich 150 Fr. für eine trüchtige Wölfin, 100 Fr. für andere erwachsene Wölfe oder Wölfinnen und 40 Fr. für einen jungen Wolf. Die meisten der Raubtiere wurden im Departement der Charente erlegt, nämlich 40 in dem einen genannten Jahre, dann folgte das Departement der Dordogne mit 31, der Maas mit 13, der oberen Saone mit 12 usw. Wie es nicht anders zu erwarten ist, hat sich die Zahl während der letzten 15 Jahre beträchtlich verringert. Im Jahre 1888 wurden noch 1319 Wölfe getötet und 104 450 Fr. Prämien bezahlt, seitdem haben sich beide Ziffern beinahe regelmäßig Jahr für Jahr vermindert. Auch die Gefährlichkeit der Tiere für den Menschen scheint abgenommen zu haben, und zwar nicht nur mit ihrer Zahl. Für die Tötung eines Wolfes, der einen Menschen angegriffen hat, werden 200 Fr. Prämie bezahlt, und solcher Fälle kamen 1883 noch 9 vor, während sie sich seitdem nur noch fünfmal wiederholt haben, zum letzten Male im Jahre 1896. —

Physikalisches.

io. Eine für die Telegraphie ohne Draht bedeutsame Untersuchung hat der Pariser Gelehrte Branly im Verein mit Gustave Lebon ausgeführt und der Pariser Akademie der Wissenschaften vorgelegt. Es sollte das Verhalten elektrischer Wellen mit Bezug auf verschiedene nicht metallische Stoffe festgestellt werden. Besondere Aufmerksamkeit wurde dabei solchen Substanzen geschenkt, die als Baumaterial zur Verwendung kommen und deren Durchlässigkeit für die elektrischen Wellen bei der Anwendung der Telegraphie ohne Draht innerhalb von Städten von ausschlaggebender Bedeutung sein muß. Nach jenen neuesten Untersuchungen wechselt die Durchlässigkeit bei derartigen Stoffen sehr beträchtlich. Am leichtesten werden Sand- und Bausteine von den elektrischen Wellen durchdrungen, während ihnen der Portlandcement einen nahezu vollständigen Widerstand leistet. Ferner nimmt die Durchlässigkeit begreiflicherweise mit der Dicke der betreffenden Schicht ab, so daß Cementwände von 30 Centimetern Dicke der Fortpflanzung der Wellen schon bedeutend hinderlich sind, während solche von 10 Centimetern kein besonderes Hindernis darbieten. Endlich sind die Mauern für die Fortpflanzung der elektrischen Wellen um so ungünstiger, je mehr Feuchtigkeit sie enthalten. —

Technisches.

— Ein Konkurrent des Acethylens. Kaum hat sich das Acethylen unter den Beleuchtungskörpern einen festen Platz errungen

und eine neue Industrie ins Leben gerufen, da schafft ihm die Wissenschaft schon einen gefährlichen Konkurrenten. Es handelt sich um ein ähnliches Gas, das von seinen Erfindern Ethylen gekauft worden ist. Bei der Herstellung des Rohstoffes dazu spielt ebenfalls die Electricität eine wichtige Rolle; überhaupt ähnelt seine Entstehungsweise sehr der des Acethylens. Auch hier liefert die Hochofenschlacke den ersten Rohstoff. Die zur Herstellung des Ethylen benutzte Schlacke besteht aus Calcium, Aluminium, Silicium und Kohlenstoff. Sie wird zerkleinert und dann mit gepulvertem Coals innig gemischt. Leitet man durch dieses Gemisch einen starken elektrischen Strom, dann bildet sich Karbolit, das mit Wasser das Ethylen giebt, wie das Calciumarbid das Acethylen. Coalskohle ist ein guter Leiter und wird in dem Gemenge durch die Schlacke gewissermaßen isoliert. Sobald nun die Kohle ein elektrischer Strom durchfließt, bilden sich im Innern der ganzen Masse gewissermaßen unzählige elektrische Lichtbogen, deren außerordentliche Hitze die Umwandlung der einzelnen Bestandteile zu Karbolit bewirkt. In zwanzig Minuten ist die Umwandlung schon beendet. Durch diese neue Entdeckung hat ein bisher ganz wertloser Abfall der Hüttenindustrie plötzlich wirtschaftliche Bedeutung erlangt, und das umsomehr, als durch diese Ausbeutung der Schlacke die Herstellung des Eisens sich billiger gestaltet. Uebrigens soll auch das aus dem Karbolit entwickelte Ethylen billiger sein, als das aus Calciumarbid gewonnene Acethylen. Die erste Karbolitfabrik wird bei einer Hochofenanlage in Hammond, im amerikanischen Staate Indiana, errichtet werden. — („Tägl. Rundsch.“)

Humoristisches.

— Unpraktisch. Kondukteur (zu einer Bauersfrau, die soeben einen Wagen der elektrischen Bahn bestiegen): „Steigen Sie nur wieder aus — Sie müssen ja nach der entgegengesetzten Richtung fahren!“

Bäuerin (nachdem sie den Wagen wieder verlassen): „Ihr könnt's mir g'stoh'n wer'n mit Eu'rer Elektrischen! Früher, wo no' a' Noß ang'spannt war, hat ma' do' g'wußt, was vorn' oder hint' ist — aber jetzt kennt si' kein Teufel mehr aus!“

— Der pfiffige Poperl. Lehrer: „So, Kinder, jetzt rechnet einmal ohne Finger! . . . Wie viel ist 3 und 4?“

Poperl (unter die Bank schauend, nach einer Pause): „7!“

Lehrer: „Recht! . . . 4 und 6?“

Poperl (wieder unter die Bank sehend): „10!“

Lehrer: „Wart', Lump, ich rechne Dir mit den Fingern! . . .“

(Legt ihm die Hände auf dem Rücken zusammen.) So jetzt! 5 und 3?“

Poperl (nach einem langen Blick unter die Bank): „8!“

Lehrer: „Ja, wie hast Du denn das herausgebracht?“

Poperl: „Mit den Behen, Herr Lehrer!“ —

— Die Hauptsache. Sohn: „Du, Vater, was ist eigentlich e' Konferenz?“

Vater: „Da wird immer ausg'macht, wo sie 's nächste Mal wieder z'samm'komme!“ —

Notizen.

— In Basel wurde ein Denkmal für den Dichter Hebel entführt. —

— In New York hat man die Absicht, sämtliche Werke, welche Rudyard Kipling noch schreiben wird, im voraus von dem Dichter zu erwerben und sie zum Gegenstand einer aus einigen Personen bestehenden Aktiengesellschaft zu machen. —

— In der Generalversammlung der Bühnen-Schriftsteller und Komponisten in Paris wurde festgestellt, daß im Rechnungsjahre 1898/99 Honorare und Tantiemen im Betrage von 3 671 200 Frs. von den Theatern an Pariser Autoren abgeführt wurden, davon 956 203 Frs. aus den Departements und 288 316 Frs. aus dem Ausland. —

— „Der Wärenhäuter“, eine zweite Oper mit diesem Titel von Arnold Mendelssohn, soll schon zu Anfang der nächsten Saison im Theater des Westens zur Erstaufführung kommen. —

— Die deutsche Ausgrabungs-Expedition in Babylon ist seit einigen Wochen bei der Arbeit und hat bereits eine große Anzahl reliefierter glasierter Ziegel gefunden. —

t. Am Gulon-Flusse ist, wie über New-York gemeldet wird, ein reiches Platin-Lager aufgefunden worden. —

t. Der internationale statistische Verein, der im Jahre 1885 in London gegründet worden ist, wird vom 4. bis 9. September dieses Jahres in Christiania tagen. —

— Der Konsum von Eiern. Außer den Eiern, die in Großbritannien und Irland selbst produziert werden, führen die vereinigten Königreiche jährlich noch die Kleinigkeit von 1 1/2 Milliarden zum großen Teil vom Kontinent und aus den englischen Kolonien ein. Deutschland hat eine Einfuhr von etwas mehr als 1 1/2 Milliarden und bezahlt dafür etwa 60 Millionen Mark. Das Haupt-Exportland für Eier ist Rußland, dessen Ausfuhr 1896 1 475 000 000 Stück betrug. —